

# Einfach schwierig : eine deutsche Architekturdebatte [Gert Kähler (Hrsg.)]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **84 (1997)**

Heft 1/2: **Glas = Verre = Glass**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Buchbesprechung

Provoziert durch das  
Einfache

Die Architektur als Vehikel  
für eine deutsche  
Kulturkontroverse

«Einfach schwierig. Eine  
deutsche Architekturdebatte.» (Ausgewählte Beiträge  
1993–1995), hrsg. von Gert  
Kähler («Bauwelt Funda-  
mente» Bd. 104), Vieweg-  
Verlag, Braunschweig und  
Wiesbaden 1995,  
222 Seiten, br. 38,- DM

Mit spektakulären Archi-  
tekturprojekten wird  
heutzutage durchaus Stim-  
mung gemacht. Vor allem in  
und um Berlin boomt das  
Bauen – und die Ausein-  
andersetzung darum. Welche  
Architektur befriedigt  
wessen Wünsche? Mit alten  
Fotos – Friedrichstrasse/  
Ecke Unter den Linden  
darf's besonders gerne sein  
– transportiert man ideali-  
sierte Vorstellungen. Genau  
so ein Stadtleben wollen  
wir: repräsentative Häuser,  
mondänes Flair und immer  
was los! Die Vergangenheit  
als Lehrmeister. Und das  
neue Berlin als Faksimile des  
historischen? «So nun  
nicht», hört man. Schön  
soll's sein, aber auch solide,  
angemessen, begreifbar.  
Einfach eben. Und eh' man  
sich's versieht, ist man mit-  
ten in einer denkwürdigen  
Debatte, die weit über die  
Architektur hinaus Wogen  
schlägt.

Obleich in Fachkreisen  
bereits seit längerem über  
die «Neue Einfachheit» dis-  
kutiert wurde, lag der Stein  
des Anstosses für eine brei-  
tere Öffentlichkeit in einem  
Aufsatz von Vittorio M.  
Lampugnani, den der «Spie-  
gel» im November 1993 ver-  
öffentlicht hatte. Unter dem  
Titel «Die Provokation des  
Alltäglichen» forderte er  
mit spitzer Zunge eine Ab-  
kehr von einer exaltierten  
und vordergründigen Archi-  
tektur. Streitbar plädierte er  
– in einem Rundumschlag  
gegen (fast) alle zeitgenös-  
sischen Moden – für die

Rückkehr zur Normalität im  
Bauen. Eine neue Beschei-  
denheit und Besinnung auf  
die Tradition sei für Archi-  
tektur und Städtebau am  
Ende des 20. Jahrhunderts  
die angemessene Haltung.  
Dabei attestierte er aller-  
dings – über das Ziel hinaus-  
schiessend – der Zeit des  
Nationalsozialismus, dass sie  
«ausgesprochen solide,  
detaillierte Bauten» hervor-  
gebracht habe.

Es antworteten zu-  
nächst Wolfgang Peht (in  
der FAZ) und Daniel Libe-  
skind (in der FR). Jeweils in  
moderater Form. Den  
eigentlichen Gegenschlag  
gab führte Dieter Hoff-  
mann-Axthelm, der im April  
1994 in der «Zeit» «Die Pro-  
vokation des Gestrigen»  
publizierte. Hier kam erst-  
mals jenes Verdikt von  
einem Berliner Architektur-  
kartell aufs Tapet, das bis  
heute durch die Gazetten  
wabert (ohne dass es je be-  
wiesen oder entkräftet wer-  
den konnte). Auch wenn es  
ein offenes Geheimnis ist,  
dass Lampugnani und Hoff-  
mann-Axthelm seit Berliner  
IBA-Zeiten nicht sonderlich  
gut aufeinander zu spre-  
chen sind, so überraschte  
doch, dass nun die schmut-  
zige Wäsche in aller Öffent-  
lichkeit gewaschen wurde.  
Fast alles, was im Metier  
Rang und Namen hat, betei-  
ligte sich in der Folge an  
einer Auseinandersetzung,  
die ihre eigentliche Brisanz  
durch die Ausweitung auf  
Berlins aktuellen Städtebau  
gewann. Plötzlich ging es  
nicht mehr bloss um Fragen  
des Baustils und der Hal-  
tung des Architekten, viel-  
mehr wurden nun Einfluss-  
sphären und Aufträge –  
letztlich also Bereiche wirt-  
schaftlicher Macht – tan-  
giert.

In einem ansprechen-  
den Band aus der Reihe  
«Bauwelt Fundamente» hat  
der namhafte Architektur-  
kritiker Gert Kähler die  
wichtigsten Wortmeldungen  
dieser Debatte zusammen-  
gestellt und behutsam um  
einige Originalbeiträge er-

gänzt. Herausgekommen ist  
die Dokumentation einer  
Kontroverse, deren Lektüre  
durchaus Genuss bereitet,  
wenngleich mit bitterem  
Beigeschmack. Zu sehr ge-  
hen sich die Kontrahenten,  
bildlich gesprochen, an die  
Unterwäsche, als dass sie  
konstruktiv hätte weiterge-  
führt – oder gar beendet –  
werden können. Zwar strei-  
tet man sich mit Vehemenz  
über das (jeweils unter-  
stellte) historische und ge-  
sellschaftspolitische Ver-  
ständnis. Wo aber verläuft  
nun das Schisma: zwischen  
dem Grundsätzlichen und  
dem Besonderen, zwischen  
Gründerzeit und Weimarer  
Republik, zwischen der  
autogerechten und der «ur-  
banen» Stadt, zwischen dem  
Einfachen und dem Schö-  
nen, zwischen billig und an-  
gemessen, brauchbar und  
gut? Gerade weil viele  
grundlegende Aspekte of-  
fenbleiben, lohnt die Retro-  
spektive.

Nicht die Tendenz zur  
«Neuen Einfachheit» sei, so  
Herausgeber Gert Kähler,  
der springende Punkt der  
Kontroverse. «Die Frage ist  
vielmehr, warum denn die  
alten Hüte plötzlich so  
aktuell geworden sind, dass  
sie öffentlichen Streit auslö-  
sen?» Neben dem plötzli-  
chen Berlin-Bezug und ne-  
ben der Problematik, die in  
der Person des Auslöser  
liegen mag – Lampugnani  
war damals Direktor des  
Deutschen Architekturmuse-  
ums in Frankfurt und gilt  
zudem als nicht übermässig  
sozial engagiert –, findet er  
einen dritten entscheidenden  
Punkt: «Es geht um  
unser schlechtes Gewissen.»  
Seine Erklärung klingt ganz  
plausibel: Wir lebten auf  
Kosten der Länder der  
Dritten Welt, und dagegen  
konkret etwas zu tun, sei  
schwierig, weil grundsätz-  
lich mit Verzicht verbunden.  
«Jetzt kommt da einer und  
empfehlts angesichts dieser  
Situation eine neue Beschei-  
denheit. Zwangsläufig rea-  
giert man darauf zunächst  
mit einem schroffen Nein,

weil es an unsere Bequem-  
lichkeit geht. Dass dieses  
Nein fachlich begründet  
wird, muss so sein, weil un-  
sere moralische Position un-  
haltbar ist.»

«Gut gebrüllt Löwe»,  
möchte man anerkennen.  
Wäre da nicht der Umstand,  
dass Lampugnani sicherlich  
nicht in solchen Sphären  
denkt, auch nicht an politi-  
sche Implikationen seiner  
Forderungen. Als Illustration  
für seine Zielsetzung  
kann man vielmehr die  
Haustür eines alten Bauern-  
hauses bemühen, die der  
neue, solvente Besitzer  
sorgfältig und teuer resta-  
uriert in den ursprünglichen  
Zustand der Einfachheit.  
Sollte uns hier der alte Mies  
van der Rohe grüssen:  
«Lasst uns einfach bauen,  
kostet es, was es wolle»? So  
bleibt am Ende der Debatte  
die Frage, ob nun Bild oder  
Substanz gemeint sei, ob  
also die Häuser «einfach»  
sein müssten, damit sie  
Bescheidenheit signalisieren  
oder damit sie – weil ko-  
stengünstiger – möglichst  
vielen zugute kommen.  
Geht es um die Ästhetik des  
Einfachen oder um billige  
Produktionsmethoden?

Eins jedenfalls ist si-  
cher: Ikonoklasten sind die  
Protagonisten nicht, auch  
wenn sie noch so martialisch  
daherkommen. So interes-  
sant diese Debatte auf intel-  
lektueller Ebene auch (ge-  
wesen) sein mag, so sehr ist  
sie letztlich auch ein Stro-  
hfeuer, das zwar so manchen  
blenden konnte, aber von  
den harten facts der tat-  
sächlichen Stadtentwicklung  
ablenkt. Anders ausge-  
drückt: Die Auseinander-  
setzung ist ein Paradigma  
für den Rückzug zeitgenös-  
sischer Architekten aus der  
Domäne des Realen und der  
Hinwendung in das Univer-  
sum der Zeichen. Es ist sym-  
ptomatisch für eine verbrei-  
tete Einstellung, die sich  
zum Ziel gesetzt hat, den  
(einmaligen) Charakter des  
Objektes wieder zurückzu-  
gewinnen durch sein Her-  
auslösen aus dem ökonomi-

schon und gesellschaftlichen  
Kontext, um es parenthe-  
tisch in eine Flut blosser Ob-  
jekte einzuschleichen.

«Die Stadt braucht Re-  
geln wie die Gesellschaft  
eine Verfassung», sagte Mit-  
streiter Fritz Neumeyer, und  
damit hat er sicherlich nicht  
unrecht. Allerdings muss  
gerade das Verhältnis von  
Strenge und Elastizität, von  
Sinnhaftigkeit und Willkür  
dabei vorsichtig justiert  
werden. Denn je umfassen-  
der der Ansatz, je stringen-  
ter die Vorgaben, desto  
grösser ist die Wahrschein-  
lichkeit, dass sich das Unge-  
plante durchsetzt. Am Ende  
dringt immer das Gras durch  
die Ritzen des Betons. Oder,  
um die Widersprüche ein-  
mal im Sinne der Architek-  
turtheorie zusammen-  
zufassen: eben weil die  
«einfache», rationale Stadt  
der Moderne einerseits  
stete Wandlung versprach,  
andererseits aber auch voll-  
ständige Ordnung, ist sie  
heute – auf fast tragische  
Weise – lächerlich ge-  
worden.

Sicherlich, die Debatte  
ist rezidiv und bringt inhalt-  
lich wenig Neues. Überflüs-  
sig aber ist sie nicht, weil sie  
ein grelles Schlaglicht wirft  
auf die Form dessen, wie  
Protagonisten nicht, auch  
wenn sie noch so martialisch  
daherkommen. So interes-  
sant diese Debatte auf intel-  
lektueller Ebene auch (ge-  
wesen) sein mag, so sehr ist  
sie letztlich auch ein Stro-  
hfeuer, das zwar so manchen  
blenden konnte, aber von  
den harten facts der tat-  
sächlichen Stadtentwicklung  
ablenkt. Anders ausge-  
drückt: Die Auseinander-  
setzung ist ein Paradigma  
für den Rückzug zeitgenös-  
sischer Architekten aus der  
Domäne des Realen und der  
Hinwendung in das Univer-  
sum der Zeichen. Es ist sym-  
ptomatisch für eine verbrei-  
tete Einstellung, die sich  
zum Ziel gesetzt hat, den  
(einmaligen) Charakter des  
Objektes wieder zurückzu-  
gewinnen durch sein Her-  
auslösen aus dem ökonomi-

Robert Kaltenbrunner